

Babys können ohne
Schnuller leben.
Aber können das
die Eltern auch?
Seite M2



Magazin

RDD

SÄCHSISCHE ZEITUNG

SONNABEND/SONNTAG | 15./16. AUGUST 2009



FOTO: ANDRÉ WIRSIG

Mit wenig Geld viel sehen
von der großen Welt: Die
RUCKSACKTOURISTEN
entdecken Sachsen.

Drei Mädels erobern Dresden

Mit dem Rucksack erkunden Carita, Hanna und Tiia aus Finnlands Hauptstadt Helsinki jeden Sommer ein neues Land. Erst Indien, dann Malaysia, die Niederlande. Und nun also: ein Abstecher nach

Sachsen, nach Dresden, zum Goldenen Reiter und dann weiter zur Frauenkirche. Geschlafen wird natürlich in einer billigen Herberge, einem Hostel, wie es sich für echte Rucksacktouristen gehört. Dort

sind die drei Damen nicht allein. Im Trabi nächtigt ein Australier, in der Badewanne hockt ein Schweizer und spielt mit Dinos. Aber was treibt sie hierher, die Weltreisenden?

Seiten M2/M3

Phänomenal

Kampf um
den Nuckel

Babys können
ohne **SCHNULLER**.
Eltern auch?

Wie süß! Babys, die friedlich an ihrem Schnuller nuckeln, sind allerliebste kleine Herzensbrecher, die unschuldig mit den Augen blinkern. Aber wehe, der Sauger ist plötzlich weg! Ob runtergefallen oder weggenommen – das Geschrei ist gewaltig. Wie war das, bevor die bunten Stöpsel zur Ruhigstellung der kleinen Schreihälse überhaupt existierten? Seit 60 Jahren erst gibt es den Latexschnuller. Haben Babys vor dieser denkwürdigen Erfindung viel mehr als heute gejamert und hatten Eltern damals stärkere Nerven? Das „Ja“ oder „Nein“ zum Latexsauger ist für viele heute fast schon eine Glaubensfrage.

Es gab tatsächlich einmal eine Welt ohne Schnuller – in der nuckelten kleine Kinder einfach an anderen Dingen. An Tüchern und natürlich auch an Mutters Brust. Wohlweislich hat die Natur als nette Beigabe sogar zwei Sauger mit in die Wiege gelegt: Die Daumen. Die sind warm und immer verfügbar und riechen für das Baby gut und vertraut nach dem Baby selbst. Aber besorgte Eltern suchten offenbar schon immer nach Hilfsmitteln: Bereits die alten Ägypter sollen ihrem Nachwuchs schön geformte und mit Honig gefüllte kleine Tonsauger in die jammernden Mündchen geschoben haben. Viel später gab es in Europa auch harte Kautschukmodelle. Aller-



Ach, ist das ruhig. Aber ist das gut so? Foto: dpa

dings sind weder Daumen noch der Ersatz aus Ton oder Kautschuk sonderlich zahnfreundlich. Die beiden deutschen Zahn- und Kiefermediziner Adolf Müller und Wilhelm Baltes entwickelten die Schnullerform, wie wir sie kennen. 1949 patentierten sie den zahn- und kieferfreundlichen Latexschnuller. Aus der Abkürzung für „natürlich und kiefergerecht“ („Nuk“) wurde der Kosenamen „Nuki“.

In drei verschiedenen Größen und für Einzelpreise zwischen 70 Cent und 7 Euro wird viel versprochen: Beim Saugen produzieren Babys Hormone, die beruhigen und die Verdauung fördern. Eine amerikanische Studie will außerdem herausgefunden haben, dass Schnullern beim Einschlafen das Risiko des plötzlichen Kindstods deutlich reduziert. Hinter all diesen guten Nachrichten steckt aber vielleicht nur eine Lobby, die an der Saugerproduktion gut verdient. Gegner wissen viel Schlechtes zu sagen: Schnuller sind nicht gut fürs Stillein, verzögern die Sprachentwicklung und lenken vom Schlucktraining ab, so dass Essen, Trinken und Sabber aus den Babys eher raus- als reinlaufen. Schließlich das größte aller Anti-Schnullerargumente überhaupt: Wenn Kinder spätestens Ende des zweiten Lebensjahres entwöhnt werden – weil dann selbst der zahnfreundlichste Nuki droht, den Kiefer zu entstellen – erklingt all das zuvor vermiedene Geschrei oft konzentriert auf einmal. Vater und Mutter träumen dann für sehr lange Zeit von einem Leben als Keinohreltern.

Vor einigen Jahren war es bei Jugendlichen Mode, Dutzende bunter Schnuller aus Plastik um den Hals zu hängen – und gern auch öffentlich daran zu nuckeln. War die Entwöhnung bei den Teens gänzlich schiefgegangen? Oder bekämpften einstige Nichtlutscher ein Defizit ihrer frühen Kindheit? Heute sind viele der Kids von damals selbst schon junge Eltern und grübeln wie Generationen vor ihnen über der Frage: Schnuller oder nicht Schnuller.

INES IGNEY

Die Welt zu Gast in der Stube

Im Dresdner Hostel
„Lollis Homestay“
treffen sich im Sommer
RUCKSACKTOURISTEN
aus allen Ländern.

Manchmal möchte man einen Schlüssel gegen nichts in der Welt tauschen. Besonders dann nicht, wenn er nach einer stundenlangen Bus- oder Bahnfahrt in ein Zimmer mit einem weichen Bett und einer heißen Dusche führt. Diesen Wunsch kennt Dirk Henneberg nur zu gut. Täglich erfüllt er in seinem Hostel „Lollis Homestay“ in der Dresdner Neustadt jenen elementaren Traum weitgereister Rucksacktouristen, den nach einer sicheren Unterkunft und etwas Geborgenheit fernab der Heimat. „Ein Hostel ist immer der erste und wichtigste Anlaufpunkt, wenn man eine neue Stadt bereist, ganz egal ob in Tokio, Buenos Aires oder Dresden. Es kann einem den Aufenthalt versüßen oder versauen.“ Der 34-Jährige weiß, wovon er spricht. Er hat selber schon einiges von der Welt gesehen und in unzähligen Hostels geschlafen. Dabei hat er viel gelernt, beispielsweise, wie die Atmosphäre sein muss, sodass sich die Gäste auch wohlfühlen. „Das muss zugehen wie im heimischen Wohnzimmer. Alle sitzen am Tisch, quatschen, trinken, essen“, sagt Dirk Henneberg. Völlig anders als bei Pauschal-touristen im Sternehotel.

Rucksacktouristen sind ein Völkchen für sich. Sie haben ihre eigene Sprache und ihre eigenen Unterkünfte. In Hotels wollen sie nicht. Sie steigen lieber in billigen Herbergen ab, den Hostels. Denn die meisten leben von einem begrenzten Budget am Tag und wollen für möglichst wenig Geld möglichst viel sehen. Sie nehmen nur das Nötigste mit, viel mehr passt oft auch nicht in ihren Rucksack. Und cool sein wollen sie. Kein deutscher Reisender würde sich banal als Rucksacktourist bezeichnen. Die englische Übersetzung Backpacker klingt viel besser. Das erklärte Ziel der Backpacker: Sich einfach mal treiben lassen. Hierhin. Dorthin. Ohne Ziel, ohne Zeitdruck, stets dem Vergnügen hinterher. Dabei ist es wichtig, möglichst weit weg von zu Hause zu sein. Für die Zeit des Reisens sind die, die man unterwegs trifft, Familienerersatz. Mit ihnen redet man über alles Mögliche: Wo man



Dirk Henneberg ist einer der beiden Hausherren des Hostels „Lollis Homestay“ in der Dresdner Neustadt. Er liebt es, dort zu arbeiten. Er lernt nicht nur jeden Tag neue Leute aus aller Herren Länder kennen, sondern erlebt auch skurrile Geschichten mit ihnen. Fotos: André Wirsig (5)

schon überall war, was so toll am backpacken ist, welche Ziele man besser meiden sollte. Das wirkliche Leben bleibt dabei vor der Hosteltür, denn schließlich ist man im Urlaub. Gedanken um die Zukunft macht man sich nur zu Hause.

Genau diese Gäste mag Dirk Henneberg. Als echte Backpacker bezeichnet er sie. Nicht alle steigen in „Lollis Homestay“ ab. Dresden hat etwa ein Dutzend Hostels. Die meisten davon sind in der Neustadt, wie der „Mondpalast“, das „Mezcalero“ und die „Louise 20“. Von Konkurrenten will Henneberg nicht sprechen. Man kennt sich, ist teilweise befreundet. Gäste gibt es für alle genug. Jeder schafft sich seine Nische, um sich vom anderen abzuheben. Dirk Henneberg und sein Kumpel Michael Lottes haben sich eine ausgefallene Einrichtung für ihr „Lollis“ ausgedacht. Es gibt unter anderem ein Wüstenzimmer, ein Religionszimmer und ein Filmzimmer. Eines der insgesamt 56 Betten ist ein entkern-

ter Trabant. Der Strom ist Öko, das Frühstück billig. Für kulinarische Sonderwünsche müssen die Gäste selbst zum Kochlöffel greifen. Bei Besuchern aus aller Welt kommen oft exotische Düfte aus der Küche. In der bereiten sich Currys zu, Chinesen ihren

kennen und erlebe viele skurrile Geschichten.“ Einmal hat sich ein Gast nackt ausgesperrt und kam nur mit einer Fußmatte zur Rezeption. Ein anderes Mal hielt ein Taxi vor dem Hostel und brachte einen blinden, obdachlosen Tschechen vorbei, der unbedingt einmal nach Dresden wollte. Manchmal muss man an der Rezeption auch tröstende Worte finden. Beispielsweise, wenn eine Chinesin in Tränen ausbricht, weil sie keine Ahnung hatte, dass sie in einem Mehrbettzimmer nicht alleine schläft. Dirk Henneberg hat ihr ein Einzelzimmer besorgt. Da ist er wieder in seinem Element. Wenn er nur mit einem Schlüssel einen Backpackerwunsch erfüllen kann. Und wenn die Welt zu Gast ist im Wohnzimmer seines Hostels. ROBERT REUTHER

„Das muss zugehen wie im heimischen Wohnzimmer. Alle sitzen am Tisch und quatschen.“

Reis und Japaner Bratwurst und Sauerkraut. Multikulturell eben. Und das meistens ohne Sprachbarrieren, weil fast jeder Englisch spricht. Sonst helfen Hände und Füße. Dieser Multi-Kulti-Mix macht Dirk Hennebergs Arbeit aus. „Das möchte ich niemals missen. Ich lerne jeden Tag neue Menschen

Es ist cool, sich ein bisschen zu verirren

Aus den **USA** nach Südeuropa. So sah der eigentliche Reiseplan von John Christ (19) und Ian Hess (18) aus. Doch in Deutschland sind sie geblieben. Wegen der coolen Leute.

Dresden ist toll, aber nicht gerade der beste Ort für uns als Straßenmusiker. Zumindest, wenn man mit dem eingespielten Geld ab und zu die Übernachtungskosten bezahlen will. Dafür müsste man in belebten Fußgängerzonen spielen. Die gibt es in der Neustadt nicht, dafür ist es hier viel cooler als anderswo in der Stadt. Hier hören die Leute unserer Musik einfach nur zu, was auch mal schön ist. Dazu kommen die ganzen Cafés, Kneipen und Bars – das ist klasse.

Wir hätten gar nicht gedacht, dass es in Dresden so schön ist. Wir sind auch eher durch Zufall hier gelandet. In Hamburg haben wir ein Mädchen getroffen, die arbeitet im Nationalpark Sächsische Schweiz. Sie hat von der Gegend hier in den höchsten Tönen geschwärmt. Als sie uns einlud, dachten wir uns, warum denn nicht. Immerhin geht es beim Reisen nicht darum, möglichst viel zu sehen, sondern um die Leute, die man unterwegs trifft. Wo coole Typen sind, fühlen wir uns wohl. Deshalb schlafen wir immer in einem Hostel. Dort trifft man viele Menschen, es gibt immer etwas zu erzählen, jeder hat eine andere Story auf Lager. Außerdem hat das Personal immer die besten Tipps, was denn so in ihrer Stadt abgeht. Daher haben wir uns auch schnell von unseren Schlafsäcken getrennt, weil wir nur noch in Hostels absteigen. Eigentlich hatten wir vor, auch mal unter einer Brücke zu schlafen oder unter frei-



em Himmel. Das war der Plan. Den haben wir geändert. Naja, es war nicht der einzige, den wir geändert haben.

Ursprünglich wollten wir in unseren Uni-freien Zeit von Pittsburgh nach Berlin fliegen und von dort aus schnell weiter nach Frankreich und Spanien. 25 Tage lang. Einfach mal raus aus Amerika, sehen, was es sonst so auf der Welt gibt. Amerikaner sind oft engstirnig. Das hatten wir satt. In Deutschland

sind die Menschen ganz anders. Besser. Also sind wir hier hängengeblieben. Auch um Geld zu sparen. Viel gebracht hat das nicht, denn wir sind schon fast pleite. Es ist gut, dass wir die Reisegitarre eingepackt haben, so können wir uns ein wenig Taschengeld erspielen. Die Ein- und Zwei-Euro-Stücken behalten wir, den Rest geben wir Obdachlosen. In Köln, Berlin und Hamburg hat das super geklappt. In Dresden läuft es etwas schleppend. Aber in den nächsten Tagen können wir ja bei dem Mädels schlafen, die in der

Sächsischen Schweiz arbeitet. Dann wollen wir wieder nach Berlin. Oder München. Mal sehen. Vorher suchen wir noch die besten Graffiti der Stadt. Von denen steht leider nichts in unserem Reiseführer. Um ehrlich zu sein, nutzen wir den eh kaum. Es ist viel cooler, einfach durch die Stadt zu laufen, sich ein bisschen zu verirren. So entdeckt man die besten Plätze. Unterkünfte findet man natürlich nicht so leicht, schon gar nicht mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken. Aber dafür gibt es ja noch das Internet. (SZ/rr)



John Christ (links) und Ian Hess kommen aus dem US-Bundesstaat Pennsylvania. Weil ihr Reisebudget mittlerweile erschöpft ist, machen sie sich ihr Hobby zu nutze. Mit ihrer Backpacker-Gitarre spielen sie in Fußgängerzonen und singen dazu. Von dem Geld bezahlen sie dann ihre Unterkunft.

Mein Reiseführer ist meine Nase

Die Heimat **AUSTRALIEN** ist weit weg, die Freundin unterwegs, Berlin kennt er schon wie seine Westentasche. Deshalb kommt Andrew Wilcock (24) nach Dresden.

Obwohl ich aus Australien komme, bin ich mit leichtem Gepäck nach Dresden gekommen. Meine Koffer stehen derzeit in Berlin. Dort studiere ich für eine Weile. Jetzt hatte ich übers Wochenende nichts zu tun, meine Freundin ist unterwegs. Da dachte ich mir, warum nicht nach Dresden fahren. Das ist nicht weit weg und ich habe von Freunden nur Gutes darüber gehört. Schöne Gebäude, großer Fluss, nette Menschen. Das klingt alles ganz nach meinem Geschmack. Sonst habe ich vorher nichts über die Stadt gewusst. Ich muss gestehen, ich habe mich auch nicht darüber belesen. Denn ich vermeide es grundsätzlich, mir vorher Bücher meines Ziels anzuschauen. Ich finde es nämlich nicht gut, wenn ich mit einem festgesetzten Bild im Kopf in ein fremdes Land oder eine unbekannte Stadt fahre. Genau das passiert, wenn ich einen Reiseführer lese. Der empfiehlt mir diese Unterkunft und jenes Café. Er beschreibt mir Sehenswürdigkeiten, die ich unbedingt gesehen haben muss. Weiß ich das alles, sind meine Erwartungen so groß, dass ich eigentlich nur enttäuscht werden kann. Ich lasse mich lieber durch eine Stadt treiben. So findet man die besten Stellen. Ich will nicht dorthin gehen, wo jeder ist. Genau



Andrew Wilcock aus Melbourne ist zwar noch nie in einen Trabi gefahren, aber im Trabi-Zimmer von „Lollis Home-stay“ kann er zumindest in dem DDR-Kultgefährt übernachten. Die Hausherren haben dazu extra einen Trabi in drei Teile zerlegt, um ihn in die vierte Etage zu bekommen.

das passiert, wenn man seinem Reiseführer folgt, wie einer Bibel. Wenn ich dabei an der Frauenkirche vorbeikomme, ist das okay. Wenn nicht, ist das auch gut. Überhaupt unterhalte ich mich viel lieber mit Leuten, als mir Sachen anzuschauen. Man trifft sich in einer Bar am Nachmittag und am Abend genießt man das Nachtleben zusammen. Die Leute in Dresden sind richtig toll, offen und

kommunikativ. Ich habe zwei deutsche Mädchen im „Rosies“ getroffen. Die kannten den Barmann. Deswegen haben wir kostenlos getrunken. Dafür ist die Neustadt ideal. Ein Studentenparadies auf Erden. Wenn es in der Stadt nicht klappt mit dem Leute kennenlernen, dann wird das auf jeden Fall was im Hostel. Meine Unterkunft ist mir extrem wichtig. Wenn ich mir ein Hostel im Internet

bucho, dann achte ich immer darauf, dass es nicht zu groß und unpersönlich ist. Das Personal sollte Bescheid wissen über seine Stadt, denn ich habe ja nicht immer Lust, mich treiben zu lassen. Dann frage ich einfach nach, was ich mir abseits der Touristen-sachen anschauen soll. So habe ich den Dresdner „City Beach“ gefunden. Und der ist wirklich toll. (SZ/rr)

Die Backpacker und ihr einsamer Planet

Ohne ihn setzen die meisten Rucksackreisenden keinen Fuß in ein fremdes Land. Denn er ist ihre Bibel, ihr Licht im Dunkeln des großen Unbekannten.

Ihren „Lonely Planet“-Reiseführer nennen Individualtouristen liebevoll „LP“. Er gibt ihnen Routen vor, welche angeblich ab-

seits der typischen Touristenpfade liegen, sodass man das Reiseland in seiner Ursprünglichkeit entdecken kann.

Das war zumindest das Ansinnen von Tony und Maureen Wheeler, als sie vor mehr als 30 Jahren den ersten „Lonely Planet“ veröffentlicht haben. Nach einer mehrmonatigen Asienreise strandeten die gebürtigen Briten Mitte der 70er-Jahre in Australien. Dort schrieben sie am heimischen Küchentisch ihr Erstlingswerk. „Asia on the Cheap“ war ein Ratgeber für Rucksackreisende, den das Ehepaar mit eigenen Erfahrungen und Informationen anreicherte. Das Buch war besonders für jene gedacht, die ebenso ein chronisches Loch in ihrer Brieftasche hatten wie das frischvermählte Paar selbst. Um das Buch verkaufen zu können, gründeten die beiden den „Lonely Planet“-Verlag. Der Name – zu deutsch „einsamer Planet“ – stammt aus dem Joe Cocker-Lied „Space Captain“. Im Liedtext heißt es eigentlich „lovely planet“ („entzückender Planet“), aber Tony Wheeler verstand „lonely planet“.

Mittlerweile sind 650 Titel zu fast allen Ländern, Metropolen und Regionen der Welt erschienen. Der „Lonely Planet“ ist der bekannteste Reisebuchverlag der Welt geworden, mit über 400 Angestellten in seinen Niederlassungen in Melbourne, Oakland, London und Paris. Ein so großes Unternehmen ist auch Kritik ausgesetzt. So bemängeln viele, dass die unbekannten Pfade längst nicht mehr unbekannt sind, wenn so viele Menschen den „Lonely Planet“ lesen. Groß ist auch die Kritik am Führer über Burma, weil dieser das Land als Reiseziel schmackhaft macht und sich die dortige Militärdiktatur weiter mir Devisen aus dem Tourismus finanzieren kann.

Tony und Maureen Wheeler haben darauf kaum noch Einfluss. Sie besitzen nur noch ein Viertel ihres Unternehmens. Den Rest haben sie an eine Tochtergesellschaft der britischen Fernsehkanal BBC für etwa 75 Millionen Euro verkauft. Der „Lonely Planet“ soll damit fit werden für das digitale Zeitalter. Den Wheelers bescherte der Verkauf vor allem eins: Wieder mehr Zeit für eigene Reisen um den Globus. (SZ/rr)

Die zerlesenen „Lonely Planet“-Exemplare unseres Autors Robert Reuther. Außerdem hat er seinen Rucksack ausgepackt.

fit werden für das digitale Zeitalter. Den Wheelers bescherte der Verkauf vor allem eins: Wieder mehr Zeit für eigene Reisen um den Globus. (SZ/rr)

Die zerlesenen „Lonely Planet“-Exemplare unseres Autors Robert Reuther. Außerdem hat er seinen Rucksack ausgepackt.

Sächsischer Sprachkurs für Australier

In der Deutschlandausgabe des „Lonely Planet“ hat neben Leipzig und Chemnitz auch Dresden seinen festen Platz. Es wird über alle Maßen gelobt. Laut dem Autor gibt es kaum eine deutsche Stadt, deren Silhouette so bemerkenswert ist. Damit meint er natürlich den berühmten Canaletto-Blick, der „ein atemberaubendes Panorama“ bietet. Neben den Hinweisen auf alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, Restaurant-, Hotel- und Shoppingempfehlungen gibt es außerdem zwei amüsante Informationsboxen. In der einen versucht der Autor dem englischsprachigen Leser die Eigenheiten und Ausspracheregeln des Sächsisch zu erklären. In der anderen geht es um jene Brücke, die Dresdens Bürger in zwei Lager teilt. Ja, die Posse um die Waldschlösschenbrücke hat sich schon bis nach Australien herumgesprochen. (SZ/rr)

Ein Hostel ist wie eine Schachtel Pralinen



Eine Badewanne voller Sand und mit Dinos? Philipp Bürgy aus Fribourg in der Schweiz findet die ausgefallene Einrichtung jedenfalls klasse. Für ihn steht die Atmosphäre in einem Hostel im Vordergrund. Da kann es auch mal etwas unordentlich sein.

Für 30 Tage lässt Philipp Bürgy (21) die **SCHWEIZ** hinter sich. Auf seiner Rundreise durch Europa stoppt er auf dem Weg von Berlin nach Prag kurzerhand an der Elbe.

Drei Tage bin ich in Dresden. Einen davon verbringe ich als typischer Tourist. Die anderen beiden faulenze ich, gehe aus oder quatsche mit Leuten aus dem Hostel. Ich verstehe Menschen nicht, die sich dem Tourikram konsequent verweigern, weil sie glauben, das ist individuell. Wenn ich hier bin, dann will ich auch die Frauenkirche, den Zwinger und die Semperoper angucken. Es gibt Dinge, die man gesehen haben muss. Man stelle sich nur mal vor: Da fährt einer nach China und schaut sich die Große Mauer nicht an. Auf einen Reiseführer verzichte ich trotzdem. Obwohl ich gern einen hätte. Aber das wäre bei meiner derzeitigen Reise unpraktisch. 30 Tage Europa stehen auf dem Programm. Ja, als Student hat man viel Zeit. In Frankreich war ich schon, jetzt bin ich in Dresden. Das wurde mir von Freunden als Stopp zwischen Berlin und Prag empfohlen. Weiter gehts dann nach Skandinavien und ins Baltikum. Mit den Büchern meiner Reiseziele würde ich mich ja fast zu Tode schlepen.

pen. Alle Länder in einem Führer, das wäre toll. Da es das nicht gibt, muss ich alles im Internet suchen und buchen. Freestyle, sozusagen. Wenn ich gar nicht mehr weiterweiß, gehe ich zur Rezeption. Dort bekommt man meistens einen Stadtplan. Der von Dresden ist Spitze. Da findet man ungewöhnliche Tipps. Ich hätte mich bestimmt nie zu diesem Currywurst-Imbiss in der Louisestraße verirrt. Dank der Karte war ich dort und es war lecker. Ich esse jedoch nicht immer auswärts. Als Backpacker muss man sparen. Nudeln in der Hostelküche, das schmeckt auch. Außerdem kommt man so sehr schnell mit den anderen Gästen ins Gespräch. Es ist so einfach. Man stellt sich vor, sagt, wo man herkommt und schon gibt es eine gemeinsame Gesprächsebene. Dann trinkt man am besten noch ein Bierchen zusammen und schon geht man am Abend gemeinsam auf die Piste. In Dresden klappt das richtig gut. Hier sind die Menschen nicht versnobt. Alle sind unkompliziert und offen. Das liegt natürlich auch an den Gästen im Hostel. Ich könnte nie in einem Hotel schlafen. Ein Hostel ist ein bisschen wie eine Schachtel Pralinen – man weiß nie, was man erwischt. Es kann schmutzig und laut sein oder klein und gemütlich. Mir ist das egal. Hauptsache, die Atmosphäre stimmt. (SZ/rr)

Neustädter Bier schmeckt besser als Kölsch

Berenice Villaseñor (26) hat Besuch von ihrer Schwester Jessica (20) aus **MEXIKO**. Zusammen schauen sie sich nicht nur das Rheinland an, sondern auch ein Stück Sachsen.



Jessica (links) und Berenice Villaseñor kochen sich in der Hostelküche einen Tee.

Ich hatte mir schon so lange vorgenommen, nach Dresden zu kommen. Immer wieder habe ich in Zeitschriften und Magazinen über die Stadt gelesen und die Bilder bewundert. Jedes Mal dachte ich: Wow, da muss ich unbedingt mal hin. In den sechs Jahren, die ich nun schon in Köln studiere, habe ich es nie geschafft. Jetzt hat sich aber endlich die Gelegenheit geboten. Meine Schwester ist aus meinem mexikanischen Heimatort Jalisco zu Besuch. Ihr will ich natürlich viel zeigen. Nicht nur Köln, auch Dresden. Drei Tage lang. Dann fahren wir weiter nach Prag.

Zur Vorbereitung habe ich mir verschiedene Reiseführer aus der Bibliothek ausgeliehen und daraus die Highlights von Dresden herausgeschrieben. Das hat sich gelohnt. Jetzt weiß ich, wo wir hingehen müssen und was es dort zu sehen gibt. Die Altstadt ist wirklich schön. Allerdings gibt es dort so viele Touristen, dass es ganz schön stressig ist. Da ist es in der Neustadt schon angenehmer,

gerade für junge Leute. Überall ist Musik und ganz viel Kunst. Davon bin ich ein riesengroßer Fan. Und ich finde die kleinen Läden gut. Besonders bin ich aber von den Menschen in Dresden begeistert. Die sind ganz anders als in Köln. Nicht ganz so oberflächlich. Und viel

bunter durchmischt. Hier gibt es nicht nur junge und alte Menschen, sondern auch viele Kinder und Familien. Man sieht viel mehr Kinderwagen als im Rheinland. Dafür ist dort das Bier besser. Ich habe mich wohl schon zu sehr an das Kölsch gewöhnt. Hier

